Zeitschrift: St. Galler Schreibmappe
Band: 18 (1915)

Artikel: Der Gefangene
Autor: Müller, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-948172

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Gefangene.

Novelette von Max Müller (Zürich).

François Dauphin stürmte klopfenden Herzens die sechs Stiegen seines luftigen Ateliers im Quartier Montparnasse hinauf. Er warf sich auf die Ottomane, daß die Kissen nach allen Seiten auf den Fußboden rollten, preßte sich mit beiden Händen die Schläfen und starrte seine vier Wände an. Nichts hatte sich in dem kleinen Raume verändert, den er vor zwei Stunden in einer seltsamen Unruhe verlassen; da hingen seine zahlreichen Akte und farbentollen Landschaften in van Gogh'scher Manier, über die er sich eben noch mit einem Kunstfreunde eigensinnig herumgestritten hatte; auf der Staffelei stand das unvollendete Porträt einer bekannten Variété-Schönheit, von einer Draperie lässig verhängt. Wie fremd und lächerlich ihm dieses Zeug mit einem Male vorkam! Etwas Großes, kaum Faßbares, hatte sich ereignet. Durch seinen eleganten, biegsamen Körper zuckte es wie von einem elektrischen Schlage, und er sah mit Erstaunen, wie seine gepflegte weiße Hand zur Faust geballt auf der Divanecke lag. Ihm war zum Ersticken, weit riß er das Fenster auf und sah, wie über den Boulevard eine Gruppe von Studenten zog, der sich immer mehr Leute aus der Menge anschlossen. Fahnen flatterten, die „Marseillaise" wurde gesungen. Nie hatte er ihren Rhythmus so hinreissend empfunden und mit vor Erregung vibrierender Stimme fiel auch er ein: „Marchons, marchons, qu'un sang impure abreuve nos sillons."

Er hatte also nicht geträumt. Es war Wirklichkeit, herrliche und furchtbare Wirklichkeit zugleich: Morgen ging es in den Krieg! Er hatte mitleidig gelächelt, wenn die „Carmelots du Roi", seine Nachbarn vom Quartier Latin, in leidenschaftlichen Versammlungen Rache für Elsaß-Lothringen und Agadir brüllten. Etwas wie Neid hatte er empfunden, daß jene an ein kampftüchtiges Vaterland noch glaubten. Denn auch er haßte den Deutschen, den ihn Großeltern und Eltern im stillen Provinzstädtchen von Kindheit auf als den Erbfeind Frankreichs geschildert. Eine Welle ererbten Hasses überflutete sein ganzes Wesen und der Gedanke an den Krieg, gegen den sich sonst der verfeinerte Kulturmensch in ihm aufgelehnt haben würde, bekam etwas Befreiendes. Nicht daß er persönlich üble Erfahrungen mit den Deutschen gemacht hätte; seine Akademiekollegen waren harmlose, strebsame Leute, denen es an verfeinerter Lebensauffassung fehlen mochte, die sich aber für die französische Gastfreundschaft dankbar erwiesen. Daneben gab es freilich durchreisende Deutsche, die in ihrem selbstbewußten Auftreten das zu bestätigen schienen, was die alten Leute, die die Invasion von 1870 mitgemacht hatten, über den Erbfeind Schlimmes zu erzählen wußten. Auch sonst war ihm vieles unsympathisch am deutschen Wesen, das allzusehr an das eines Emporkömmlings erinnerte; mit seinem Säbelrasseln schien Deutschland ein anderes Kulturideal zu verfolgen als die übrigen Völker, sein Parlamentarismus hatte etwas rückständiges, sein gesellschaftlicher Kastengeist war dem Individualismus des Künstlers unerträglich. Kurz, er haßte Deutschland ohne sich lange Rechenschaft zu geben, ob seine Vorurteile nicht einer Korrektur bedürften. Denn man haßt jemand umsomehr als man ihn fürchtet. Wie alle Ästheten, hatte er die steigende Macht des Deutschtums als etwas Unabänderliches hingenommen, sich tröstend, daß das Geistige seiner Rasse stark genug bleiben werde, dem germanischen Kräfteüberschwang zu trotzen. An der Möglichkeit physischer Abwehr hatte er gezweifelt; denn war das Schicksal Frankreichs nicht dasjenige Griechenlands und Roms im Ansturm jüngerer Völker?

Aber nun, da der Erbfeind als erster das Schwert gezückt, da machte auch seine Seele das Erwachen seines alternden Landes mit und ein ungeahntes Kraftgefühl straffte seine Muskeln. All der ohnmächtige Zorn, die wehmütige Resignation, die die Jahre seit der Knabenzeit in seinem Innern aufgehäuft, verwandelten sich in lodernde Flammen vaterländischer Begeisterung. Das Schemenhafte seiner Kunst, der das Mark gefehlt, quälte ihn nicht länger, er fühlte etwas Greifbares, Sicheres in sein Dasein treten: den Drang nach Tat, nach Aufopferung für eine große, herrliche Sache. Er zog die Bilanz seines bisherigen Lebens: ein ästhetisches Dahingleiten, ein kluges, raffiniertes Genießen, ein lächelndes Sichbegnügen mit dem Schönen, das der Augenblick bietet, Duldsamkeit allem Schwächlichen gegenüber; Tüchtigkeit, künstlerisches Wollen, Liebe — eitel Spiegelfechterei vor einem alles zerfasernden überlegenen Intellekt. Ihm hatte die Blutauffrischung gefehlt, ihm und seinem Volke und nun endlich glaubte er das Mittel erkannt zu haben, das zur Zielbewußtheit, zur frischen Tat, zum Zukunftsglauben führt: den Krieg, den großen Aderlaß der Nationen. Ihm konnte er den Tod bringen, übermorgen, in Monaten vielleicht, was tat's? „Stirb zur rechten Zeit; zu sterben ist das Beste, das Zweite aber ist, im Kampfe zu sterben und eine große Seele zu verschwenden." Wer hatte das gesagt? Nietzsche, der Übermensch, den er neben Goethe und Richard Wagner verehrte. François Dauphin ärgerte sich, daß es gerade ein Deutscher sein mußte, an den er in dieser feierlichen Stunde appellierte.

*

Zwei Tage später stellte sich Gefreiter Dauphin bei seinem Regiment in Toul. Er hatte nicht mehr Zeit gehabt, seinen Eltern, die als bescheidene Rentiers in der Normandie lebten, ein letztes Lebewohl zu sagen. Jüngere Brüder waren da, die ihnen für das Alter Stütze und Trost sein mußten, wenn er nicht mehr zurückkehrte. Was ihm am Pariser Ostbahnhof die Hände zum Abschied entgegenstreckte, waren Freunde und Freundinnen aus dem Künstlerviertel, die ihm das Herz nicht schwer machten. Dann kam das fröhliche Zusammensein mit den Kameraden; sich unter Schicksalsgenossen zu fühlen, als Teil einer großen Organisation, die man in guter Führerhand wußte, ließ jedes persönliche Angstgefühl verstummen. Man ahnte, daß der Kampf hart sein werde, denn die Deutschen waren ein furchtbarer Gegner, aber Frankreich hatte ja den Krieg nicht gewollt; wenn es eine Gerechtigkeit gab, mußte es siegen.

Sein Regiment gehörte zur lothringischen Armee, die einen Vorstoß gegen Metz unternahm, während gleichzeitig die Armee des Generals Pau das Elsaß zurückerobern und den Deutschen in die Flanke fallen sollte. So wenigstens begriffen die Soldaten den Feldzugsplan und fanden ihn vortrefflich. Welche Begeisterung, als sie die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle aus dem Boden rissen und die alte lothringische Erde betraten, auf der ihre Väter vor 44 Jahren umsonst geblutet. Als sie im ersten Dorfe einzogen, das ihnen der Feind kampflos überlassen hatte und sie mit den freundlichen, verängstigten Dorfbewohnern abends in der guten Stube beim Weine saßen, da kam über die jungen Krieger ein Gefühl des Stolzes und des Triumphes; sie dünkten sich als die Befreier der Welt und der Krieg schien ihnen etwas Herrliches.

Freilich, der wirkliche Krieg setzte erst nach Tagen ein und nahm sie allesamt in seine furchtbare Schule. Keiner hatte so recht eine Vorstellung davon gehabt, was es hieß, fremde Menschen, die einem nichts zu leide getan, aus dem Hinterhalt totzuschießen oder ihnen das Bajonett in den Leib zu rennen. Und wie sollte man im Hagel der Schrapnells seinen persönlichen Mut und seine Tapferkeit beweisen? Da kamen von irgendwoher Granaten angeflogen, die Löcher aufrissen, darin Roß und Reiter versanken. Die Verwegensten erbleichten, wenn zerfetzte Leiber vor ihre Füße rollten, wenn der Kamerad aufschrie und mit einem Liebeswort oder einem Fluche auf den Lippen zusammenbrach. Wenn sie früher nach den alten Schlachtenbildern vom Kriege geträumt, dann hatten sie nicht die verzerrten Züge der Toten, die aufgeschwollenen Kadaver der Pferde, nicht das Elend gesehen, das auf den Trümmerhaufen zerstörter menschlicher Behausungen hockt. François Dauphin, der die Schlacht mit schönheitstrunkenem Künstlerauge zu genießen vermeint hatte, wandte sich mit Scham und Ekel ab von solch bestialischem Tun der Menschen. Was ihn in den ersten Tagen mit seltenem Hochgefühl und tatenfrohem Selbstbewußtsein erfüllt hatte, wandelte sich in stumpfe Apathie. Mechanisch, dem bloßen Selbsterhaltungstriebe folgend, tat er seine Pflicht, tötete Menschen auf höheres Geheiß, schrie „En avant!" wenn der Hauptmann den Säbel schwang, ließ sich gleich-

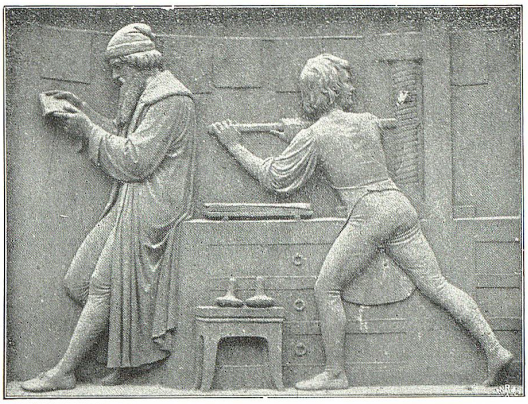
gültig die Verdienstmedaille an die Brust heften am Abend einer Schlacht, wo er besonders viele Kameraden um sich hatte fallen sehen. Er bückte sich nicht mehr, wenn feindliche Geschosse pfeifend daher gesaust kamen, an Stelle des Wollens leitete ihn ein dunkler, fatalistischer Trieb: „Wenn es mir bestimmt ist zu fallen, wozu das Sträuben?“

Sein Regiment hatte zurückgehen müssen und auf allen Gemütern lastete tiefe Niedergeschlagenheit. Verstummt waren die fröhlichen Soldatenlieder der ersten Wochen und schweigend lagen sie nebeneinander in den nassen Schützengräben, jeder nur an sich und seine Mühsale denkend. Hunger und Kälte und Krankheit gesellten sich dazu und niemand war da, der sie in diesen unerbittlichen Sternennächten hätte trösten und aufrichten mögen.

Und eines Abends geschah es, daß unser Freund allein auf weitem, verlorenen Schlachtfelde lag und eine Wunde brannte ihm in der Seite und er wußte sich nicht mehr zu helfen, als den Tränen freien Lauf zu lassen und den Tod herbeizurufen. Plötzlich hörte er fremde Stimmen, die sich näherten, ein Gedanke durchzuckte sein Hirn: Gefangen? In die Hände der Deutschen fallen — nimmermehr! Er wollte nach seinem Revolver greifen, aber der Arm war zu schwer und über seine Augen legte sich ein Schleier, der ihn dichter und dichter einhüllte. Dann verlor er das Bewußtsein.

*

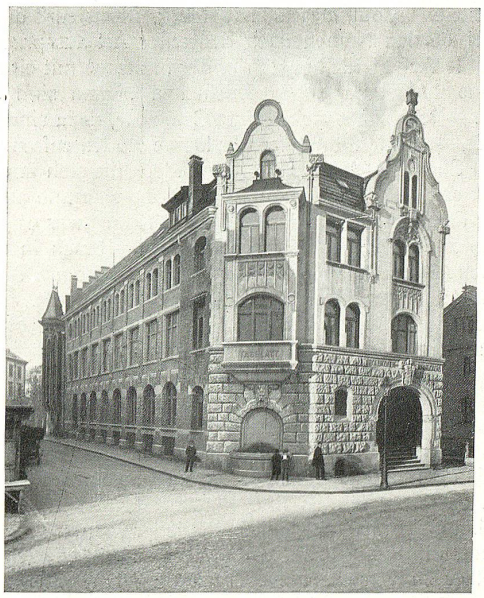
Als François Dauphin die Augen aufschlug, lag er in der Halle eines Schlosses auf blutbeflecktem Stroh inmitten hunderter von verwundeten und kranken Soldaten. Er glaubte in einem heimatlichen Lazarett zu sein und ein Gefühl der Erleichterung kam über ihn. Denn deutlich unterschied er die Büste Henri IV. auf der kunstvollen Cheminée. Aber da stand auch schon eine hochgewachsene, breitschultrige Gestalt vor ihm, die eine Schramme über der Wange trug und ihn mit einem klaren, blauen Auge musterte. „N'ayez pas peur, Monsieur, vous êtes en bonnes mains“ klang es in hartem, fremdländischem Akzent an sein Ohr und nun wußte er, daß er in die Hände des Feindes gefallen war. Zum zweitenmal stürzte ein Ideal in Trümmer: dem Vaterland zu dienen bis zum letzten Atemzuge und dann als ein Held unterzugehn. Nun lag er statt dessen da, als ein elender, hilfloser Mensch, der von der Gnade und Güte jener lebte, die er bisher gehaßt. Seine Wunde war nicht lebensgefährlich, nach wenigen Tagen konnte er transportiert werden und wurde mit einem Verwundetenzuge ins Innere Deutschlands verbracht. Nie würde er die endlosen Stunden vergessen, während denen er trübselig zum Waggonfenster hinausblickte, wo eine Landschaft fremd und doch vertraut an ihm vorüberzog. Das waren dieselben Wiesen und Wälder, wie in seiner Normandie, die muntern Flußläufe und Fabrikstädte, die er aus der Umgebung von Paris kannte, dann kamen Hügel, auf denen der Wein gedieh, wie drunten in der Bourgogne, die er auf seinen Künstlerfahrten durchwandert. Nur die Bahnhöfe hatten ein helleres, freundlicheres Aussehen als in Frankreich und die Häuser und Straßen in den Ortschaften waren geradliniger und sauberer gehalten. Die Leute, die sich an allen Haltestellen mit Eßwaren und Zigarren um die Verwundeten drängten, schienen ihm gar nicht wie Feinde, sie sahen ihn mit verwunderten, ja mitleidigen Blicken an und sprachen ihm Mut zu und schienen stolz zu sein, sich in einer fremden Sprache ausdrücken zu können. Eine peinliche Ordnung herrschte überall und wo ein Offizier oder ein Schutzmann etwas befahl, fügten sich alle mit heillosem Respekt. Da gab es kein Murren und keine boshafte Widerrede. Zuweilen kreuzten sie Eisenbahnzüge mit frischen Truppen, die ins Feld rückten, dann erhob sich ein ohrenbetäubender Jubel und alle stimmten ein in ein Lied, das einfacher und schleppender klang als die „Marseillaise“, aber wohl dasselbe bedeutete, denn die Soldaten schwenkten dabei ihre Helme und die zurückbleibenden Mütter und Bräute blickten ihnen mit verweinten Augen nach. Außen an den Wagen waren mit Kreide Inschriften und Zeichnungen angebracht und der arme gefangene Franzose empfand es wie einen physischen Schmerz, wenn er lesen mußte: „Berlin-Paris, retour“ oder wenn er das freundliche Antlitz des Präsidenten



BUCHDRUCKEREI
ZOLLIKOFER & Cie
Gegründet 1789 ST. GALLEN Telephon No. 382

Druck und Verlag des
St. Galler Tagblattes

Prompte und sorgfältige Herstellung von
DRUCKARBEITEN ALLER ART
für Behörden, Industrie, Handel u. Gewerbe,
für Vereine und Private, in einfacher bis
feinster Ausführung zu mässigen Preisen.



Poincaré, dem er so oft begeistert zugejubelt hatte, unter einer preußischen Pickelhaube verhöhnt sah. Aber dann, als die Reise einem breiten Strome entlang ging und er aus den Gesprächen der deutschen Verwundeten entnahm, daß es der Rhein sein mußte, da fühlte auch er einen stillen Triumph und in seiner Erinnerung stiegen die Verse von Musset auf, die er als Schüler einst vor einem begeisterten Examenauditorium rezitiert: „Nous l'avons eu votre Rhin allemand, il a tenu dans un verre!" Stieg das große Zeitalter Napoleons wieder herauf oder würde es auch diesmal gehen wie anno 70? Genug der Demütigungen für eine Nation, die sich einst „la grande nation" hatte nennen dürfen und die noch heute den Völkern die Fackel der Freiheit vorantrug. Wie es auch kommen mochte, er selbst durfte nicht daran teilnehmen und dieses bittere Gefühl schmerzte ihn mehr als seine Wunde.

So wechselten versöhnliche Bilder mit zornigem Auflehnen gegen sein Schicksal, das ihm mehr und mehr als das Symbol seines unglücklichen Volkes vorkommen wollte. Er fühlte instinktiv die Kraft dieses Deutschland, durch dessen Städte er fuhr und die Freundlichkeit der Leute ihm, dem verwundeten Franzosen, gegenüber, kam ihm als bloßes Mitleid des Starken mit dem Schwachen vor. Er hatte es aus ihren Blicken gelesen und schämte sich nachträglich, daß er sie nicht stolz und verächtlich erwidert hatte, wie es ein Held Corneilles getan haben würde. Und noch einmal schwor er sich, alle Deutschen aus ganzer Seele zu hassen.

*

In tiefes, weißes Linnen gebettet schlief der Kriegsgefangene Dauphin während einer Nacht und eines vollen Tages von den Anstrengungen des Krieges und der langen Fahrt aus. Als er diesmal erwachte, stand nicht ein gestrenger Arzt in feindlicher Uniform an seinem Lager, sondern ein freundliches Mädchenantlitz lächelte ihn mild und besorgt an. Er fühlte eine weiche kühle Hand über seine fiebernde Stirn gleiten und vibrierte unter der Berührung wie unter einer neuen Empfindung, die er bisher nicht gekannt. Seine dunkeln Augen irrten unruhig hin und her, als suchten sie an etwas Bekanntes anzuknüpfen. Da standen in langen, gleichmäßigen Reihen unzählige Betten, zwischen denen weißgekleidete Krankenschwestern geschäftig einherliefen. Hohe, lichtgrau bemalte Wände umgaben ihn, beinahe ohne Schmuck, nur über der Türe hing das lebensgroße Bildnis eines Monarchen, auf der Längsseite spendeten breite, unbeschützte Fenster Licht, durch die man auf Giebeldächer und grüne Hügel sah. „Wo bin ich", fragte er die schöne, blonde Wärterin, die seine Kissen zurechtbettete. „Vous êtes à Heidelberg, Monsieur" antwortete sie, wobei sie den Namen nach deutscher Art aussprach. „Ah, „Eidelbêr"! Vieil Heidelberg!" rief der Franzose mit einem Male lebhaft aus und seine Augen leuchteten. „Dann sind Sie also Catherine — ich meine nicht Sainte Catherine, dazu sind Sie viel zu hübsch, — sondern die reizende, kleine Studentenfreundin, die Braut von Charles-Henri?" Die Angeredete, die sich über diesen Vergleich erst betroffen fühlte — denn sie stammte aus aristokratischer Familie und nur der Trieb des Helfens war es gewesen, der sie solch ungewohnte Arbeit tun ließ — brach in ein fröhliches Lachen aus. Aber ihr Schutzbefohlener meinte, sich rasch verbessernd: „Nur sind diesmal die Rollen vertauscht. Die Prinzessin sind Sie und ich bin ein Karl-Heinrich ganz ohne Titel und Würden!"

So hatten die beiden, die blonde Geheimratstochter, der das schlichte Gewand der Rotkreuz-Schwester so trefflich zu Gesicht stand und ihr eine frauenhafte Würde gab, und der dunkeläugige, als Held für seine Heimat leidende Franzose gleich einen vertrauten Ton gefunden, der sie vom ersten Tage an zu guten Kameraden machte. Sie lernten ihre Eigenart kennen und schätzen, und die beglückende Duldsamkeit, die jeder wahren Freundschaft innewohnt, führte sie dazu, die Vorzüge und Schwächen auch ihrer Völker zu verstehen. Des Franzosen bewegliches Wesen, sein klares Denken, seine leidenschaftliche Begeisterungsfähigkeit, gefielen ihrer etwas schwerblütigen, gründlichen Art, die alle Dinge aus dem Gemüt erfassen wollte und an dem einmal als Gut erkannten mit der ganzen Liebesfähigkeit ihrer Persönlichkeit festhielt. Die Grazie, die eleganten äußern Formen, das Geistreich-Harmonische französischer Lebensart und Kultur fanden eine Ergänzung in der tiefen Innerlichkeit und der seelischen Reinheit, die dem deutschen Wesen in seiner künstlerischsten Ausdrucksform: der Musik, eigen sind.

Einmal deutete das Mädchen auf die verfallene Ruine des Heidelberger Schlosses, die man vom Fenster aus sehen konnte, wie sie sich im Neckar spiegelte und sie meinte dazu: „Das haben Ihre Landsleute vollbracht und darum trauen wir ihnen bis auf den heutigen Tag nicht recht!" „Zur selben Zeit aber hat unser großer König Versailles erbaut, das Ihr Deutsche so sehr bewundert. Könnte man doch ein gleiches von Elsaß-Lothringen sagen, das unsere Revolution mitgemacht hat und das ihr wie ein unmündiges Polen knechtet!" Bei solchen Gesprächen fiel es wie Rauhreif auf ihre Seelen und sie wurden sich bewußt, daß sie erst am Anfange ihres gegenseitigen Verstehens waren.

François fühlte sich von der herben, stolzen Art des Mädchens oft zurückgestoßen. Er dachte an die lächelnden, schönen Frauen seines Landes, die leicht und lustig wie Vöglein durchs Leben gleiten und die Liebe der Männer als einen ihnen schuldigen Tribut mit freier Natürlichkeit entgegennehmen und sich einer spontanen Liebkosung auch nicht entziehen. War diese blonde Schöne nicht auch von Fleisch und Blut wie jene, warum errötete sie, wenn seine Hand sie streifte und suchte dann doch wieder seine Nähe! Galt ihre mütterliche Fürsorge, ihre unermüdliche Aufopferung einzig dem kranken Feinde? Aber warum mußte er ihr dann soviel aus seinem Leben erzählen und huschte ein Schatten über ihr liebliches, ernstes Gesicht, wenn er vom leichten Sichfinden und Auseinandergehen der Künstlerliebschaften plauderte . . . ? Eine Nuance ins Weiblich-Kokette, Leichtsinnige und Lustige hätte er ihr wünschen mögen; wozu das nachdenkliche Träumen von einer Welt, die nicht ist, die auch der vollkommenste Gatte einem Weibe nicht zu zaubern vermag. Welcher Widerspruch im Grunde: Diese kühlen, klaren Frauenwesen, die ihrer ebenmäßigen nordischen Landschaft gleichen, empfinden auf dem einen Gebiete, das der Franzose gerne als „la bagatelle" bezeichnet, verworren und mädchenhaft.

Und doch wieder erquickte ihn über alle Maßen ihre natürliche, ernsthafte Art, denn sie weckte in ihm eine mehr innerliche Heiterkeit und Lebensfreude. Dieses schwere, germanische Blut kam ihm wie etwas Starkes, Sinne und Seele Umfangendes vor, den Weinen des Südens vergleichbar, die nicht prickeln und mussieren, aber einmal an die Lippen gesetzt, den Zecher ganz in ihren Bann zwingen.

Daß er in das deutsche Mädchen verliebt war, das fühlte er, als diese einmal an der Seite eines jungen, hübschen Arztes durch den Krankensaal schritt und sich mit jenem vertrauter unterhielt, als es sonst ihre Art im Verkehr mit Männern war. Ein weher Ruck ging durch die Seele des heimlichen Liebhabers und er kam sich mit einem Male unendlich verlassen vor in dieser fremden Welt, und er dachte tieftraurig an seine ferne Mutter, die sich gewiß um ihn härmte. Er verlangte Feder und Tinte und schüttete jener, die bei allen Völkern letzte und heiligste Zuflucht trotziger Männer ist, sein übervolles Herz aus. Aber der Brief wurde nicht ohne weiteres durchgelassen, ein Militärarzt las ihn und hatte Bedenken. So kam er in die Hände von François' Hüterin, die mit Bestürzung und stiller Freude von dem Unglück las, das sie in der leidenschaftlichen Seele ihres Schutzbefohlenen angerichtet hatte und eine längst geahnte, vor Stolz nicht eingestandene Gegenliebe in sich entdeckte.

Es war an einem Herbstage dieses blut- und tränenreichen Jahres, wo niemand der fallenden Blätter achtete. Die ersten Schleier der Dämmerung legten sich über den stillgewordenen Krankensaal und gossen ihre milde, versöhnliche Stimmung über Freund und Feind aus. Die Seelen der rauhen Krieger träumten von friedlicher Heimkehr ins Vaterhaus. François Dauphin hatte Kampfgetümmel und Völkerhaß vergessen. Seine Blicke folgten

den letzten Strahlen der über Frankreich untergehenden Sonne. Eine weite, herrliche Zukunft lag vor ihm ausgebreitet. An der Seite eines liebenden Weibes würde er nach Paris zurückkehren. Sie trüge blonde Zöpfe und hätte blaue, liebe Augen, in denen kein falsch sich spiegelte. Und etwas Träumerisch-Engelhaftes würde ihn fortan umschweben, eine süße Geborgenheit, für die ihm kein Opfer groß genug wäre. Und in dieser Gefährtin würde er den Halt seines zukünftigen Lebens, das Ideal für seine Kunst, die Wiedergeburt seiner Vaterlandsliebe finden. Frankreich dünkte ihn schön um der Herrlichkeiten willen, die es diesem deutschen Mädchen zur Morgengabe schenken würde ... Und nach Jahren wäre ein neues Geschlecht herangeblüht, schöner und stärker als das Lebende und Franzosen und Deutsche hätten aufgehört Feinde zu sein.

Mit geschlossenen Augen griff er nach der Hand, in der er in wochenlanger Pflege das Mütterliche des Weibes gefühlt. Die entzog sich ihm nicht mehr, und die blonde, kleine Rotkreuzschwester ließ es in der Dunkelheit willig geschehen, daß ein leidenschaftlicher Arm sich um ihren Hals schlang. Zwei Lippen brannten in innigem Kusse aufeinander, während am offenen Fenster vorbei die Soldaten singend ins Feld zogen.

Neutralität!

Du hörst dies Schlagwort unsrer Zeit
Zu ungezählten Malen.
„Verleugne jede Sympathie —
„Vergiß in Wort und Schrift dich nie —
„Denn wir sind die Neutralen!"

Ein Lügennetz umspinnt die Welt!
Der Wahrheit Röntgenstrahlen
Durchdringen dieses Dickicht nicht,
An dem der Draht tagtäglich flicht
Für uns, für die Neutralen!

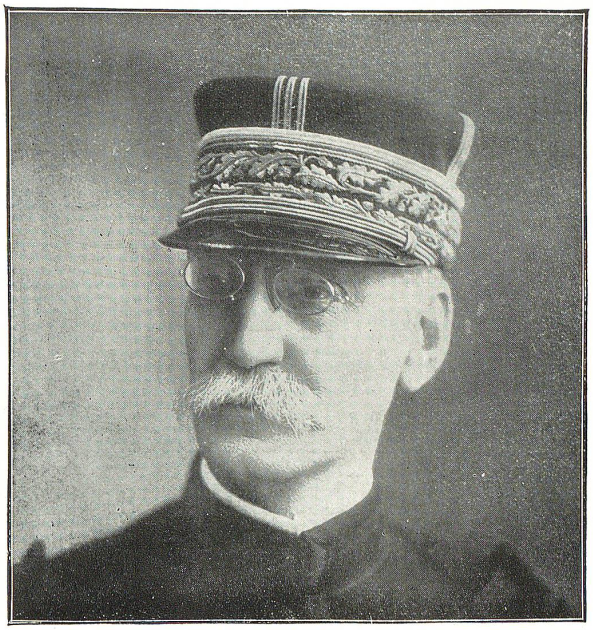
Ein Wortkrieg bricht gewaltig los
In allen Stammlokalen:
„Herbei mit einer Preßzensur —
„Das «Tagblatt» nehmt scharf in die Kur
„Laut Antrag der Neutralen!"

Im Zeitungswalde tönt's drauf laut
Von Stimmen, radikalen:
„Wir hängen keinen Maulkorb um —
„Bedient sein will das Publikum
„Auch seitens der Neutralen!"

Kriegsnot heischt Steuern neuer Art,
Der Refrain heißt „bezahlen!"
Denn Staat und Stadt gehn aus auf Pump —
Der Wohlstand fühlt sich bald als Lump —
Doch wir sind die Neutralen!

Wer spürt wohl nicht am eignen Leib
Des Krieges Sorg' und Qualen!
Bei allem Elend bleibt der Trost —
Und wenn er dich auch sehr erbost —
Wir sind ja die Neutralen!

J. B. Grütter.



General Gallieni, Gouverneur von Paris.

Von großer Bedeutung für die Verteidigung eines befestigten Platzes ist die Persönlichkeit des Kommandanten. Die französische Regierung hat diesen wichtigen Posten für die Verteidigung von Paris dem General Gallieni übertragen, während sie selbst seit 3. September 1914, als deutsche Kavallerie bis in die Nähe der Hauptstadt vorgedrungen war, nach Bordeaux übergesiedelt ist. Paris, ohnehin schon eine sehr starke und sehr ausgedehnte Festung, ist unter General Gallienis Leitung in den letzten Monaten noch mehr befestigt worden, so daß eine eventuelle Belagerung auf großen Widerstand stoßen würde.

Louis Rietmann

Marktgasse 24 St. Gallen Telephon 1772

Buchbinderei

Spezialgeschäft für Bucheinbände Geschäftsbücher

Rationeller Betrieb zur Bedienung von Bibliotheken. Aufziehen von Karten u. Plänen. Arbeiten für Bureaux usw.

GAS- UND WASSER-WERKE DER STADT ST. GALLEN

Wir empfehlen unser **Installations-Geschäft** zur Ausführung von jeder Art

Gas-, Wasser- und sanitären Einrichtungen, Hauskanalisationen

etc. etc.

ooo

Gutgeschultes Personal, nur bestes und erprobtes Material bei mässigen Preisen, setzen uns in die Lage, allen Anforderungen gerecht zu werden.

ooo

Fachtechnische Auskunft erteilt und Kostenvoranschläge entwirft bereitwilligst und unentgeltlich unser Installationsbureau: **Burggraben No. 2, Parterre,** Zimmer No. 2.

ooo

Permanentes Lager und Ausstellung

im Laden an der Glockengasse, gegenüber der Harfe.

ooo

Übernahme des Unterhaltes von

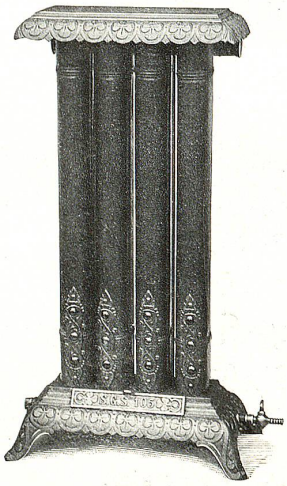
Gasglühlicht-Anlagen im Abonnement

sowie

der Umänderung von normalen Gräßinbrennern in gassparendes

Munduslicht.

ooo



Ferner empfehlen wir unsern

St. Galler Gaskoks

in drei Körnungen.

Vorteilhaftestes u. rauchloses, dem auswärtigen ebenbürtiges Brennmaterial.

ooo

Lager und Kleinverkauf:

Notkerstrasse: ehemal. Kontumazstallungen
Zürcherstrasse 42: Meldestation Lachen-Vonwil.

Blick auf die Stadt St. Gallen mit der Kathedrale und dem St. Laurenzenturm

Vierfarbendruck der Buchdruckerei Zollikofer & Cie.